

Sammelrezension: Medien und Kollektive

**Hajo Kurzenberger, Hanns-Josef Ortheil, Matthias Rebstock (Hg.):
Kollektive in den Künsten**

Hildesheim: Georg Olms 2008 (Medien und Theater, Bd.10), 227 S., ISBN 978-3-487-13877-0, € 24,80

**Janey Gordon (Ed.): Notions of Community. A Collection of Community
Media Debates and Dilemmas**

New York: Peter Lang 2009, 310 S., ISBN 978-3-03911-374-3, € 40,70

Der Anspruch, mit den beiden hier zu besprechenden Titeln einen gemeinsamen Themenbereich zu bearbeiten, bedarf zweierlei theoretischer Vorbestimmungen: 1. Kunst muss als Medium begriffen werden. 2. In dem Begriff ‚Community Media‘ (so, wie er international absolut gebräuchlich ist) muss im deutschen Verständnis wenigstens eine Komponente auf Aspekte des ‚Kollektiven‘ verweisen.

Beides ist, beachtet man die zugehörigen Diskussionen, nichts völlig Abwegiges, im Detail dennoch immer wieder problematisch und in den beiden Titeln selbst auch nicht in besonderer Weise gewürdigt. Klärende Fragen bezüglich des hier anvisierten Zusammenhangs hat Guido Zurstiege vor einiger Zeit in einem anderen Sammelband gestellt. („Wishful Thinking. Questioning the Operative Fiction of Media Communities“). In: Brigitte Hipfl/ Theo Hug [Hg.]: *Media Communities*, Münster 2006, S. 65ff.) Doch der Reihe nach.

Im Jahr 2006 fand an der Universität Hildesheim eine Ringvorlesung mit anschließendem Projektsemester statt. ‚Kollektivkörper‘ sollten im Kontext der Theaterwissenschaften identifiziert und analysiert werden. Das ist mindestens deshalb ausgesprochen spannend, da damit nur in einem Ausnahmefall ein kollektives, sichtbares Agieren auf der Bühne gemeint war, der Fokus ansonsten eindeutig auf die Produktionsbedingungen modernen Theaters bzw. der Kunst im Allgemeinen gerichtet wurde. Ausgehend von der fragenden Innenperspektive, ob es mit dem (eventuell nur hypostasierten) Bedeutungszuwachs des ‚Kollektivs‘ in den Künsten einen „Paradigmenwechsel“ zu beobachten gibt, oder ob es sich dabei nur um vorübergehende „spielende Außerkräftsetzungen“ (S.7) von gängigen Abläufen handelt, die zudem meist in nicht-etablierten Räumen stattfinden, kommen in dem Buch eine Menge sehr interessanter Beobachtungen zu Tage. Dass im Kunstkontext dabei „Phantasmen“ (S.50) neben „mentalern Bildern“ (S.39) und wissenschaftlich fundierten Begriffen stehen, zeigen Beschreibungen etwa des ‚Chor-Körpers‘ auf der Bühne (im Beitrag von Hajo Kurzenberger), der Selbstinszenierungen der Produzenten in Making-of-DVDs (im Beitrag von Volker Wortmann) oder der ‚Führerbunkerbilder‘ im Beitrag Ulf Ottos. Letzterer bietet etwa seine subtile Analyse Bernd Eichingers und Christoph Schlingensiefs diskursiver Rangeleien

um wirkmächtige, dem ‚kollektiven Bewusstsein‘ letztlich verkaufbare Ideen einer ‚Führung‘ bzw. deren zielgerichtete Abnutzung.

Das ist andererseits aber auch ein Spiel mit der Idee des Kollektiven, welches nicht wenige der heutigen, oft prekär situierten Kunstschaffenden, die sich zur temporären Verbesserung ihrer Marktchancen vermehrt kooperative Modelle suchen, mit mehr Ernst betreiben. Während Bertolt Brecht sich noch referenzfrei bei anderen holte, was er zur Vollendung seiner Werke brauchte (so dargestellt im Beitrag von Hartwin Gromes), stehen (Klein-)Gruppenmodelle im Schaffensprozess heute an der Tagesordnung. Durchaus anschaulich wird dies im Mikrokosmos des Künstlerduos *Reinigungsgesellschaft* beschrieben (Beitrag von Christine Biehler). Leider blendet Biehler dabei die internen Prozesse der Zweier-Gruppe komplett aus und beobachtet das Spielen des Duos mit der Idee des Kollektiven nur auf der Produktebene.

Kollektive im engeren Sinne dieser Idee sind auch schwer zu identifizieren: Entsprechende soziale Gebilde lösen sich bei näherer Betrachtung oft in ein hierarchiegetränktes Cluster von Strukturen auf oder lassen sich auf einen Duo-Status reduzieren. Denn der prekäre Status des Kunstschaffens scheint heute auch nur bis zu dieser Größe individuell kontrollierbar, sind die Beteiligten vielleicht nicht mehr als „Individualisten im Doppelpack“. (S.101) Im Gerangel um die Währung ‚Aufmerksamkeit‘ scheint das auch der vielversprechendste Ansatz zu sein, spätere Potenzen zur öffentlichen Dramatisierung von Gruppenprozessen mit eingeschlossen.

Es sind diese soziologisch ungeklärten Fragen nach Formen des Gemeinschaftlichen, die Zurstiege im oben genannten Artikel im Anschluss an S.J. Schmidt anschaulich als „operative Fiktionen“ (S.65) beschreibt. Nicht selten wird zum Beispiel – nicht nur im Kunstkontext – bewusst mit den utopischen Gehalten von Gemeinschaft gespielt. Auch die englischsprachige Version ‚community‘ ist nicht völlig frei davon, insbesondere dann, wenn es um alternative ‚communities‘ geht, die sich oftmals bewusst gegen bestimmte etablierte Systeme und Strukturen gebildet haben.

Einen sehr guten und differenzierten Überblick zur genau in diesem Ideenfeld operierenden ‚community media‘ bildet der zweite hier besprochene Band. Regionale Schwerpunkte des Buches sind Großbritannien und Australien, ergänzt durch einige interessante Beobachtungen zu Online-Communities oder zur Forschungspraxis in diesem Themenfeld selbst. Während etwa Lawrie Hallett aus eher regulativistischer Sicht die Institutionalisierung von ‚community radio‘ in der britischen Radiolandschaft beschreibt (medienpolitischer Ausgangspunkt ist hier die ‚Community Radio Order‘ aus dem Jahr 2004), fragt Saba Elghul-Bebawi nach dem konkreten Verhältnis zwischen Mainstream- und Alternativmedien. Die vermeintliche Dichotomie löst sich bei ihr – wenn man das so sagen kann – in lesenswerter Form auf, da sie jenseits gängiger Ideologien von objektivem

Journalismus auf der einen und ‚Alternativität‘ unabhängiger Sende- und Produktionsgemeinschaften auf der anderen Seite argumentiert. Unter Verweis auf verschiedene postmoderne Theorien steht bei ihr am Ende die These von der Notwendigkeit der ‚Alterität‘, die Community-Medien mitbringen müssten, um den gesellschaftlichen Kommunikationsraum sinnvoll erweitern zu können. Dass dies nicht unrealistisch ist, zeigt z.B. der Beitrag von der Herausgeberin Janey Gordon, die hier eine Kurzfassung ihrer vergleichenden Forschungsarbeit über ‚community radios‘ in Großbritannien und Australien präsentiert. Neben der Frage nach Finanzierungsmodellen interessiert sie sich auch für das hinter den konkreten Stationen stehende Selbstbild. Dass zwischen den beiden Punkten eine funktionale Beziehung besteht, kommt dabei nicht überraschend, liest sich aber, vor allem vor dem Hintergrund der im deutschsprachigen Raum bisher vorherrschenden hypostasierenden ‚Community-Media‘-Beschreibungen, erfrischend direkt. Einen eher kritischen Blick wirft Gavin Stewart auf das Konzept der ‚community‘ (S.127ff.). Zwar stellt er das Bedürfnis danach nicht in Frage, doch betont er in seinem Text die negativen Aspekte von Online-Communities, die er im großen Stile auf Marketingfunktionen ausgerichtet sieht. Erfreulich ist, dass er nicht nur allgemeine Behauptungen aufstellt (das hat man schon oft gelesen), sondern seine Thesen mit zahlreichen konkreten Beispielen und Zitaten belegt (im Übrigen eine generelle Stärke des Buches!). Alle AutorInnen profitieren dabei von dem Realexperiment, was seit 2004 in Großbritannien mit Einführung einer dritten, unabhängigen Säule im Rundfunksystem zu beobachten ist. Dieses ist weder abgeschlossen – aktuell gibt es eine weitere Zulassungsrunde für ‚community radios‘ – noch kann von den aktuell sendenden Radios gesagt werden, was aus ihnen werden wird, ob die jeweils dahinterstehende Idee der ‚community‘ in jedem einzelnen Fall so konkret ist, dass eine langfristig stabile Struktur entsteht. Definitionen von ‚community‘ finden sich in den zugehörigen medienpolitischen Abläufen in beachtlicher Zahl. Die Frage ist aber sicher, auf was eine mediensoziologische Analyse des Phänomens träge, wenn sie diesen legislativen Definitionen nachginge. Damit schließe sich auch der thematische Kreis: Denn eines der Probleme ist hierbei, dass in allen Konzepten und (Selbst-)Bildern von Medien ein Bezug zur ‚community‘ immer schon eingeschrieben scheint; selbst noch die ‚Masse‘ im Begriff der ‚Massenmedien‘ hat diesen – wenn auch eher negativ gewendeten – Verweis.

Doch selbst diese Masse ist zunächst nicht viel mehr als Fiktion: Allerdings eine manchmal durchaus funktionale, wie Zurstiege in konstruktivistischer Manier sagen würde.

Sven Thiermann (Potsdam)